

Rainer Landvogt

Die Rede von „meiner Zeit“

Über drei sprachliche Wendungen

Obwohl ihr Gebrauch häufig und ihre Gestalt darum unauffällig ist, vermag manch formelhafte sprachliche Wendung den, der einmal bewußter auf sie hinhört, einen Moment lang durchaus zu verunsichern. Als nähme er sie zum ersten Mal recht wahr, gehen ihm daran Bedeutungen auf, die dem Sprecher wohl verborgen geblieben sind. Falsche Dimensionen scheinen im Spiel zu sein, und ein irgendwie Unangemessenes bewirkt kurz einen unruhigen Wellenschlag im Fluß der Rede. „In meiner Welt“, sagt da zum Beispiel jemand, und während er im Satz fortfährt, beschäftigt seinen Zuhörer womöglich augenblicks- kurz die Rätselfrage, wie der Sprecher es denn fertiggebracht haben könne, sich die ganze Menschenwelt vollständig anzueignen, oder ob er behaupten wolle, diese riesige Sphäre sei nur im Bezug auf gerade ihn überhaupt zu verstehen. Doch bald schon rückt das Gesagte wieder in die Normalperspektive ein, in der es kein solches Rätselhaftes gibt, sondern nur die metaphorische Formel von „meiner Welt“, unter der man etwa den privaten Lebenskreis des Sprechers oder seine individuelle Vorstellungswelt verstehen soll – und mehr nicht. Auch die Rede von „in meinem Raum“, die ja – einmal unterstellt, ein Verweis auf Konkreta wie Wohnraum oder Zimmer scheidet aus – allen vorhandenen Raum dem gerade sprechenden Ich unterwerfen wollen könnte, erhebt, wie man schnell merkt, einen derartigen Anspruch nicht. Wenn der mit dem Possessivpronomen stets verknüpfte Anspruch auf Besitz, Zueignung oder Zugehören mit inhaltlich so weit ausgreifenden Begriffen wie „Welt“ und „Raum“ kombiniert wird, wird dem Sprecher etwas zugeeignet, das seine Zueignungskapazitäten und -kompetenzen weit übersteigt. Weder ist die Welt – etwa im Sinne des Lebensortes der Menschheit – ausschließlich oder hauptsäch-

lich die seine, noch gehört der existierende Raum (zweifellos ein noch weiteres Feld) ihm in toto zu. Jeder vernünftige Sprecher würde derartige Behauptungen denn auch glaubhaft zurückweisen können.

Es gibt allerdings einen Ausdruck ganz gleicher Struktur (also Possessivum plus weiter Begriff), in bezug auf den eine solche Zurückweisung nicht so ganz glaubwürdig erscheint und die klare Distanzierung ein wenig trübe wird: „zu meiner Zeit“. Ihn aussprechend oder denkend, hält man durchaus einen starken Zueignungsanspruch aufrecht – mag man das auch sich selbst nicht so ohne weiteres eingestehen.

„Zu meiner Zeit“

„Zu meiner Zeit“ sagt einer, dessen Erwachsenenleben bereits länger währt, dann, wenn er die Aufmerksamkeit jüngerer Zuhörer auf einen schon weiter zurückliegenden Abschnitt dieses Lebens lenken möchte, „vornehmlich die kraftvolle jugend- und manneszeit, die periode der blüte und höchsten leistung“, wie das *Deutsche Wörterbuch* weiß¹. Durch die Verwendung dieser drei Worte ruft der Sprecher sogleich aber stets mehr auf als bloß bestimmte seiner persönlichen Erfahrungen. Unweigerlich enthüllt er mit „zu meiner Zeit“ ein breiteres Vergangenheitsbild, das nicht nur ihn, das agierende und tolerierende Individuum, zeigt, sondern Allgemeineres und Allgemeingültigeres, etwas von der „Zeit“, dem Damals, jenen Jahren, vielleicht gar: der Epoche.

Diese Perspektive aufs Überindividuelle wird noch fester eingestellt, wenn die Rede von dem, was „zu meiner Zeit“ war, das Wort „noch“ involviert. Dies tut sie eigentlich immer, ja es scheint ihre Besonderheit zu sein, auf den Bestandteil „noch“ nicht verzichten zu können. Lautet doch das Muster solcher Rede so: „Zu meiner Zeit war/gab es/hat man *noch* ...“ oder „... *noch* nicht.“

Der Sprecher charakterisiert „seine Zeit“ nämlich vor allem durch diejenigen ihrer Gegebenheiten, die einen Unterschied zur Gegenwart ausmachen, sie von dieser abheben.² Er zitiert zu diesem Zweck meist einzelne Fakten heran (oder vermeintliche solche ...), die das Gedächtnisarchiv wie wahllos bewahrt hat, ohne in Haupt- und Nebensachen zu differenzieren. So reichen die Auskünfte von „Zu meiner